

Die Kette

Nr. 13

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

„Nein, sie gehe schon selbst, sagte Frau Wondraschel überhöflich, Frau Thomas solle sich nicht bemühen. . . . Nein, nein, erwiderte Frau Thomas mit einer Entschiedenheit, die jeden weiteren Widerspruch ausschloß, das lasse sie sich nicht nehmen. Für die Wondraschel -- freilich, für jeden käte sie's nicht, aber die Frau Wondraschel -- wenn sie der einen Dienst erweisen könne, gebe sie auch in die Hölle.“

„Miß d' Hand, Herr von Greifeneder, küß d' Hand!“ unterbrach sie sich plötzlich mit großer Unterwürfigkeit. Sie hatte gerade den eleganten Herrn kommen gesehen, vor dem sie, seitdem er ihr gestern vierzig Heller Sperrgeld gegeben, großen Respekt hatte. . . . Ein seiner Mann, dachte Frau Thomas, und rief nochmals „Miß d' Hand!“, diesmal mit dem Nachsatz: „Gnäd Herr!“, und ein freundliches Grinsen verklärte ihr ganzes Gesicht.“

Messi, die keine Arbeit mehr hatte und müßig am Fenster saß, in die Lektüre eines abgegriffenen Blickeins vertieft, lud Herrn Greifeneder ein, doch ins Zimmer zu treten. Der Vater sei auch da und lese gerade die Zeitung. Am selben Augenblick sprang auch schon Wendel vom Sofa auf und wiederholte Messis Einladung.

Frau Wondraschel kniff die Augen zu sammen und machte gegen Frau Thomas eine bezeichnende, nickende Kopfbewegung. Frau Thomas begriff sofort. Sie kränzelte die Lippen und nickte ebenfalls.

„Was der an dem Madl g'fressen hat!“ meinte Frau Wondraschel mit Veringschätzung. „Na, manche Leut, die verstehen 's!“

„Na, und wie!“

„Sehen S', Frau Thomas, das begreiß' ich einfach net. Ein anständig's Madl wär das net instand. 's is ja ein Skandal vor die Leut -- wo, wir wissen schon. Net wahr, Frau Thomas?“

„Galt ja! Das sieht ja a jed's Kind.“

„Sich so ein noblischen Herrn einfangen, der was springen lassen kann, und a fein's Leben führen und nix arbeiten! Schanen S' nur hin, G'schichtenbücher lesen tut 's. Die Schneiderei hat 's schon aufgeben -- wo ja, sie kann 's tun, er zahlt 's ja. Ich sag 's Ihnen, Frau Thomas, die Welt ist heutzutage schlecht! . . . Täten S' es der Frau Wendel ansehen, daß 's gar keine Religion und kein christlich's G'wissen net hat? Wenn Sie 's anschauen, glauben S', die Rechtschaffenheit selber. Wui Teufel muß ich schon sagen!“ rief sie empört und ipunkte voll Wut aus.

Frau Thomas faltete die Hände über dem Magen, neigte den Kopf zur Seite, machte dabei ein tieftrauriges, ernstes Gesicht und nickte leise.

„Warum das net meiner Janni unter kommt!“ stieß Frau Wondraschel ätzig heraus. „So schön wie die Wendelressi is das Madel auch! Aber so ein Blick hat unferneus gar net.“

„Aber ich bill Ihnen,“ fiel ihr Frau Thomas mit fast gekränkter Miene ins Wort, „wie können S' denn mir die zwei vergleichen? . . . Na, ich sag weiter nix -- aber die Janni und Sie, Frau Wondraschel. Sie verstehen mich, Frau Wondraschel! Ich red von niemandem nix Schlecht's -- aber Sie und die Leut -- ich bill Ihnen, das is tausend und eins! . . . Leben S' wohl, leben S' wohl, liebe Frau Wondraschel! Jetzt geh ich wegen Ihren neuen Zimmerherrn. Das stammert müssen S' weqbringen. Werden S' sehen!“

Befriedigt ging Frau Wondraschel in ihre Küche. Das Laugenwasser im großen Blechtopf war schon längst erkaltet. Auf eine Besprechung so wichtiger Ereignisse war es nicht vorbereitet gewesen.

Auf der Straße blickte sich Frau Thomas um, ob die Wäscherin ihr nachsehe, und schlüpfte dann, als sie sich vom Gegenteil überzeugt hatte, rasch in den Wendel'schen Laden hinein. Sie trugte, ob Frau Wendel nicht zufällig Näh'nadeln zu verkaufen habe. Weil sie sich gern den Weg ersparen möchte, sagte sie mit ernster, unschuldiger Miene. Leider führte Frau Wendel diesen Artikel überhaupt nicht. Die Hausmeisterin bedauerte.

„Ah, der Herr von Greifeneder!“ rief sie dann, nachdem sie einen zufälligen Blick ins Zimmer geworfen hatte, „und d' Fräul'n Messi! Grüß Ihnen Gott, Fräul'n Messi! Den ganzen Tag sieht man Ihnen gar net, Fräul'n Messi! Altwail fleißig?“

Sie war allmählich, nur so im Eifer des Sprechens, immer näher gekommen. Nun stand sie an der Schwelle des Zimmers und knixte vor Greifeneder.

„Ah, das ist ja die Hausmeisterin!“ rief er gemüthlich. „Kommen S' nur herein! Beißt keiner net von uns. . . . Oder vielleicht Sie, Fräul'n Messi?“

Messi verneinte lachend. „Aber da bin ich der Fräul'n Messi viel zu zäh,“ sagte Frau Thomas mit anheimelnder Selbstironie. „Ja, wenn ich a jünger, feschter Mann wär,“ sie

sandte Greifeneder einen deutlichen Blick, „dann tät 's schon hineinbeißen, die Fräul'n Messi, net wahr?“

„No, hören S', Sie sind mir gar die Mechtel!“ erwiderte Messi mit schämigem Gelächter.

„Ja, ja,“ bemerkte der Vater, das unterbrochene Gespräch fortsetzend, „Auen S' uns wirklich die Ehr, Herr von Greifeneder! Dana tu mer ein bißl düchturieren.“

„Ja, wirklich bleiben S' heut da!“ sagt Messi höflich.

„Möchten S' es gern?“

„Wiß, warum denn net? 's is ja sehr lustig, wenn S' da sind.“

„Da muß ich aber g'schwind ein Nachtmahl richten,“ rief Frau Wendel, als Greifeneder freundlich zustimmte. „Wir haben nur Stüdel vom Mittag. Das wird der Herr von Greifeneder net oßen.“

Greifeneder lachte. „Nein, liebe Frau Wendel, das ist er wirklich net. Ueberhaupt Auslagen dürfen S' keine net haben wegen mir. Wissen S' was, Frau Wendel, ich laß gleich für alle was Gutes aus 'm Wirtschaubolen!“

Frau Wendel widersprach leise, schmatzte aber schon in Gedanken bei der Vorstellung der guten Sachen, die sie nun auch einmal haben sollten.

„Ich tu Ihnen alles bringen,“ mischte sich Frau Thomas hinein, „ich werd schon alles machen, können S' Ihnen verlassen, Herr von Greifeneder.“

„Ja, ja, Frau Thomas, sind S' so gut! Ich werd schon.“

„Aber gnäd Herr!“ rief Frau Thomas schwer gekränkt. „Ich tu's ja recht gern. . . . Für die Fräul'n Messi, da gibt's ja kein Menschen net, der für sie net alles tät.“

Während der ganzen Zeit war kein Käufer in den Laden gekommen. Frau Wendel und Messi saßen ungestört im Zimmer. Teilnahmenvoll erkundigte sich Frau Thomas, ob die „G'schäften“ jetzt immer so schlecht gingen, und mit ehrlicher, rührender Sympathie entriüstete sie sich darüber, daß der „Neue drüben“ den ganzen Tag gelleckt voll hätte.

Frau Wendel seufzte und bemerkte, daß ihr auch schon viele ihrer Kundschäften ausgeblieben wären. Herr Wendel bekam einen Wutanfall und begann seine Frau zu schelten, daß sie zu wenig rührig und mit den Kunden zu wenig freundlich sei, bekam sich aber bald, daß er einen

Gast im Zimmer hatte, und hielt nun mit der würdevollen Weisheit eines Patriarchen seiner Frau einen ausführlichen Vortrag über die Kunst, mit Stunden umzugehen, wobei er sie mild und mit Vermeidung jeglichen Tadelns darauf aufmerksam machte, daß jemand, der etwas kaufen komme, ein lustiges, freundliches Gesicht sehen wolle. Das sei die ganze Kunst: höflich und immer gut aufgelegt.

Dann wandte er sich zu Greifeneder und bemerkte nun in einem anderen Ton, wie ihn eben vernünftige Männer untereinander anzuwenden gewohnt sind, wenn sie über ernste Lebensfragen sprechen, daß, wenn er im Gemeinderat wäre, sofort ein Gesetz gemacht werden müßte gegen die unlautere Konkurrenz. Vor allem dürfte sich kein Greiskler niederlassen, ohne die Greisklerei gründlich gelernt zu haben und ohne Bewilligung der Genossenschaft. . . . Wie komme er denn dazu? Zwanzig Jahre sitze er jetzt hier, und da komme so ein junger Laff daher, der vom Geschäft nichts verstehe, und beschwindele die Leute und ruiniere ihn. Gegen solche Mittel, wie der sie anwende, könne ein anständiger Mensch nicht aufkommen. Jeden Tag stehe der Kerl um vier Uhr früh auf und schleppe sein Wagerl auf den Markt, um Obst und Gemüse zu bringen. . . . Jeden Tag, das sei doch eine Gemeinheit! Die Leute würden dadurch nur verwöhnt, und der alte, ehrliche Geschäftsmann, der nicht mit solchen Mitteln arbeiten wolle, um die Kundschaft zu fördern, und wie seit zwanzig Jahren zweimal in der Woche auf den Markt gehe, der werde eben geschädigt. . . . Wo solle denn das hinführen? Steuern müßte man bezahlen, aber daß man auch ein bißchen Schutz erhalte — das gebe es nicht.

Greifeneder nickte mit der Höflichkeit des Gastes und jüngeren Menschen und bedauerte, daß Wendel keine Gelegenheit habe, seine gemeinnützigen Ideen zur Durchführung zu bringen. Er sollte sich doch in den Gemeinderat wählen lassen.

Als, falls ihm gar nicht ein, bemerkte Wendel mißmutig. Ein paar gute Freunde hätten ihn zwar aufgefordert, sich im Herbst anzustellen zu lassen, aber er habe ganz entschieden „nein“ gesagt. Freilich, wenn ihn einflußreiche Männer darnun angehen sollten, nun, so ungern er's täte, dann würde er allerdings das Opfer bringen.

Resi verstand nicht viel von diesen politischen Gesprächen und unterhielt sich inzwischen mit Frau Thomas, die noch immer da stand und das junge Mädchen über den Geschäftsgang der Schneiderei ausholte. Doch Resi glitt über diesen Punkt mit ein paar allgemein gehaltenen Redensarten hinweg, aus denen sich allerdings die findige Frau Thomas sofort das richtige Urteil bildete, und lenkte das Gespräch auf Herrn Binder. Seit gestern abends, als sie beim Nachhausekommen von Frau Thomas brühwarm die Nachricht erhalten hatte, freisten ihre Gedanken immer um den einen Punkt herum. Die ganze Nacht hatte sie vor Weger nicht geschlafen und während des Tages mit der Mutter bei jeder Gelegenheit darüber gesprochen, wie unschön dieser Herr Binder sich benommen hatte. Jetzt gab sie der Hausmeisterin vollständig recht. Wie man sich in Menschen irren könne, sagte sie mit einem Anflug von Bitterkeit. Wenn man fünf Jahre in einem Hause gewohnt habe und mit jemand gut bekannt sei, dann gehe man doch nicht so einfach weg, ohne wenigstens zu sagen: „Leben S' wohl, Fräulein Resi, schreiben S' mir einmal, was S' machen!“ „No ja,“ sagte sie gekränkt, „man is doch ein Mensch und hat doch ein Interesse! Net glaubt hätt ich das vom Binder!“

Sie schüttelte lange den Kopf, als ob es ihr noch immer nicht glaubhaft vorkäme und

als ob sie es jeden Augenblick erleben könnte, daß es nur ein böser, unangenehmer Traum war, daß Binder noch hier war und alles beim alten blieb. . . .

Aber Frau Thomas bemerkte, daß sie persönlich über Herrn Binder nie im Zweifel gewesen sei. Nicht ein einziges Mal habe sie in den fünf Jahren von ihm ein „Sperrschloß“ gesehen. . . . Und vor schmutzigen Menschen müsse man sich gründlich in acht nehmen. Das seien die gefährlichsten.

Resi ereiferte sich dagegen. Das sei denn doch nicht richtig. Alles, was recht sei, sie hätte ihm das nie angetraut und nie im Leben werde sie 's ihm verzeihen, nie, sagte sie mit zitternder Stimme, aber ein lieber, guter Kerl sei er doch die ganze Zeit gewesen. Man habe sich mit ihm sehr gut unterhalten können.

Greifeneder unterbrach das politische Gespräch und horchte neugierig auf. Daß dieser Binder aus Resis Gedächtnis nicht auszumerzen war! Er haßte den Menschen, der sich auch in seiner Abwesenheit störend zwischen ihm und Resi schob.

„Sehen S', Fräul'n Resi,“ sagte er zärtlich, „ärgern S' Ihnen net so! . . . Sagen S', Fräul'n Resi, tät's Ihnen grad so leid, wenn ich nimmer käm?“

Resi lachte. „Was Sie für g'spazige Ideen haben, Herr Greifeneder!“

„Nein, Sie müssen mir antworten! . . . Na?“

„Aber gehen S'! Sie bleiben ja net aus!“

Da läutete die Ladenglocke, Frau Wendel schob hinaus, und Frau Thomas erinnerte sich plötzlich, daß sie sich so lange „verplauscht“ hätte. Sie ließ sich von Greifeneder angeben, was sie bringen sollte, und entfernte sich rasch. Zu erfahren gab es ja hier nichts mehr. Was sie gesehen und gehört hatte, genügte, um morgen das ganze Haus mit interessanten Neuigkeiten zu füttern. Resi war seine Geliebte, und er hielt die ganze Familie aus. . . .

Greifeneder nahm den abgerissenen Faden des Gespräches wieder auf und bemerkte, daß Fräulein Resi recht habe. Er könne jetzt sogar täglich kommen, Zeit hätte er dazu, — natürlich nur, wenn es das Fräulein Resi erlaube und es ihr nicht unangenehm sei. Er für seine Person wünsche sich kein größeres Vergnügen als in ihrer Gesellschaft ein bißchen plaudern zu können.

Resi nahm dieses Geständnis mit verschämtem Lächeln auf und meinte kokett, daß er einen sehr merkwürdigen Geschmack habe.

Beim Essen ging es sehr lustig zu. Frau Wendel ließ sich's ausgezeichnet schmecken, der Vater war überaus guter Laune, aß ununterbrochen und trank ein Glas Bier ums andere. Auch Resi sprach den guten Dingen tüchtig zu und sagte, daß die reichen Leute es nicht schlecht hätten. So etwas sei doch viel besser als aufgewärmte Knödel.

Die Mutter nickte verständnisinnig, als wenn ihr mit diesen Worten eine große, unbekannte Wahrheit klar geworden wäre. Der Vater prustete vor Wohlbehagen und zündete sich eine Zigarre an, die er mit gnädiger Miene von Greifeneder in Empfang genommen hatte. Es war jetzt ganz still im Zimmer, man hörte nur das einformige Ticken der runden Küchenuhr, die über der alten Konsole, dem Schmuckstück des Zimmers, hing. Greifeneder sah im Sessel zurückgelehnt, blies kunstvolle Ringe aus seiner Zigarre, und auf seinem sattlen, wohlgeröteten Gesicht lag ein zufriedenes, gutmütiges Lächeln.

„Also Ihnen hat 's g'schmeckt, Fräul'n Resi?“ sagte er vergnügt und blinzelte ihr mit leuchtenden Augen zu. „Sehen S' Fräul'n Resi,“ fuhr er zögernd fort, „wenn 's Ihnen so g'schmeckt hat — no, so kann man halt die G'schicht öfters machen — net?“

„Ja, kommen S' nur öfters, lieber Herr Greifeneder,“ sagte Wendel freundlich. „Sehen S', mit Ihnen kann man ja a g'scheit's Wort reden, net wie mit 'm Herrn Binder. Gott sei Dank, daß er einmal fort is, der Affenpintsch, der g'scherte, der!“

Voll Mut spuckte er aus bei der Erinnerung an diesen verhassten Menschen, der ihn immer mit seinen unverschämten Wizen verfolgt hatte.

Greifeneder hatte Wendels Kompliment überhört. Er starrte immerfort Resi an und wollte von ihrem Gesicht die Antwort auf seine Frage lesen.

„No, was sagen S' dazu, Fräul'n Resi, is 's Ihnen recht?“ fragte er nochmals.

„O ja, kommen S' nur, Herr Greifeneder. Warum denn net? 's wär ja ganz feich. Jetzt, wo 's z' Haus immer so sad is,“ sagte sie senfzend.

Er hatte mehr erwartet. Doch er war schon darauf gefaßt, Resi langsam zu gewinnen und ihre Gleichgültigkeit allmählich zu überwinden. Gestern hatte er auf dem Müchweg, als die Nacht schon hereingebrochen war und das geheimnisvolle Dunkel des Waldes ihn mittelstimmig stimmte, ihr zärtlich zugeflüstert, wie gern er mit ihr so bis ans Ende der Welt gehen möchte. Und sie hatte ihm eine scharfe, harte Antwort gegeben. . . . Er wollte sich aber nicht entmutigen lassen. Dazu hatte er da hübsche Mädchen viel zu lieb gewonnen. . . .

Als er fort war, mußte Resi wieder an Binder denken. Ihre Eitelkeit konnte es noch immer nicht verwinden, daß er es gar nicht für nötig gefunden hatte, sich zu verabschieden. Es nützte nichts, dachte sie erbittert, er war doch ein boshafter Mensch. Recht ärgern hatte er sie wollen. Das war ihm freilich gelungen. Aber eigentlich war es doch unsinnig, sich da so zu Herzen zu nehmen. Er verdiente es gar nicht.

Und da fiel ihr ein, wie lieb und gut und freundlich der Greifeneder sich benahm. Ganz anders als der Binder, der sich immer über sie lustig gemacht hatte. . . . O, der Greifeneder war viel netter! Mit dieser Versicherung, die sie sich sogar so laut vorsagte, suchte sie die immer wieder sich hervordrängenden Gedanken an Binder zu verschonen.

Lusthungrig lehnte sie sich zum Fenster hinaus. Bekämbender Nasmingeruch wehte ihr entgegen. Draußen hörte man rumpeln und plätschern, Frau Wondraschek wusch noch. In der Kammer nebenan war es dunkel. Dort war um die Zeit immer er am Fenster gefessen und hatte gearbeitet, manchmal auch irgend ein lustiges Wort herübergerufen. . . . Schön war's doch gewesen und immer eine Unterhaltung. . . . Der Greifeneder, der war ja nicht täglich da und blieb nie lang. . . . Jetzt wollte er zwar öfter kommen. . . . Ein ganz angenehmer Mensch. . . .

Sie legte sich ins Bett und schloß die Augen. Und sie träumte von Binder und Greifeneder und konnte sie gar nicht unterscheiden. Immer nahm der eine, wenn er zu reden begann, die Züge des anderen an, und wenn sie gerade im eifrigsten Gespräch waren, stand wieder der andere vor ihr und sah sie lächelnd an. . . .

Trotz seines Versprechens kam Greifeneder in den nächsten Tagen nicht. Ihr kühles, gleichgültiges Wesen hatte ihn doch entmutigt. Und daß sie so oft und so viel von Binder sprach, bestärkte ihn in seinem Verdacht, daß sie den jungen Menschen liebte. So wollte er die aussichtslosen Bemühungen beiziten einstellen, so lange er sich noch losmachen konnte.

Resi schien es gar nicht aufzufallen, daß er nicht kam. Sie half der Mutter im Laden, besorgte die Wirtschaft und ihre Schneiderei, so viel es da eben zu arbeiten gab, und suchte ihre Unterhaltung hier und da in einem Abend-

spaziergang, den sie mit Fanni in die benachbarten Stadtbahnanlagen machte.

Seit der letzten Zeit schloß sie sich eng an Fanni an. Frau Wondraschel, Fannis Mutter, machte zwar hämische Glossen über Nestis plötzliche erwachte Liebe zu ihrer Tochter, sah es aber ganz gern, daß das stille, gar zu menschenscheue Mädchen von der gewandteren und lebhafteren Nesti lernen konnte, wie man's machen mußte, um Herren an sich zu ziehen und zu fesseln.

Trotz ihrer zwanzig Jahre war die Fanni noch ein halbes Kind und verstand es gar nicht, aus ihrer Schönheit Vorteil zu ziehen, während Nesti nach Frau Wondraschels Ueberzeugung ausgezeichnet in der Kunst bewandert war, den Männern die Kröpfe zu verdrehen.

(Fortsetzung folgt.)



Vogelnester und Vogeleier.

Von Kurt Floerke.

Für das Vogelneft wird, sofern es sich nicht um einen der allerstärksten Mäuler handelt, eine weitgehende Schutzfärbung zur geheimeren Notwendigkeit. Wer jemals ein Vogelneft gesucht hat, weiß auch, daß hier eine Anpassung an die Umgebung in hohem Grade vorhanden ist. Es ist in der Tat oft ungemein schwer, ein bestimmtes Vogelneft zu finden, nicht nur, weil es so versteckt wie möglich angebracht ist, sondern auch, weil es bezüglich der zu seinem Bau verwendeten Materialien bis in die feinsten Nuancen hinein ganz und gar mit seiner Umgebung übereinstimmt. Sehr hübsch tritt dies z. B. bei den kunstreichen Nestern des Buchfinken zutage. Zu ihrer Außenbekleidung werden nur solche Moose und Flechten verwendet, wie der Baum sie selbst trägt, auf dem das Nest steht, das demzufolge vollkommen in den Rahmen seiner Umgebung sich einfügt. Dabei ist der Vogel aber doch klug genug, diese Baumaterialien nicht von denselben Baum zu nehmen, weil sonst die Stelle, von der sie weggenommen wurden, kahl und auffallend werden würde, sondern er macht sich lieber die Mühe, sie von weither zu holen. Das beweist zugleich mit Sicherheit, daß er sich der deckenden Wirkung der Schutzfärbung sehr wohl bewußt ist und sie nicht durch den blinden Zufall erzielt, so daß wir hier unmöglich von bloßem Instinkt reden können, sondern dem kleinen Baukünstler sorgfame Ueberlegung nicht abzuspüren vermögen.

Die Moosbauten werden gewöhnlich auch so angebracht, daß sie im Grün ihrer Umgebung völlig verschwinden. Daher ist z. B. das kugelförmige Nestchen unseres Goldhähnchens so überaus schwer zu finden. Es hängt in oft sehr beträchtlicher Höhe zwischen den dichtesten Nadelbüscheln hoher Fichten oder Kiefern in deren äußersten Zweigen, die geschickt in seine dicken Wände hineinverflochten sind, so daß es gewissermaßen frei in der Luft zu schweben scheint.

Das Schlupfloch ist merkwürdigerweise fast immer gerade nach oben gerichtet, die tiefe Mulde mit Federn, Haaren und Pflanzenwolle sehr warm und mollig ausgepolstert. Die zierliche Schwanzmeise baut gewöhnlich nahe am Stamm in eine Astgabel. Ihr Nest, dessen durch einige lose Federchen verdeckter Eingang schräg nach oben weist, ist auch für das schärfste Auge kaum von einem bemooften Aststumpf zu unterscheiden, da die Außenwände ebenfalls aus Laubmoosen bestehen, die mit Birkenchale, Insektengefpinsten und Spinnweben überaus künstlich und haltbar miteinander verflochten sind. Es ist eines unserer schönsten Vogelnefter. Auch der gnomenhafte Baumkönig errichtet sich einen verhältnismäßig sehr umfangreichen Moospalast, der inwendig mit einer Unmenge

von Federn ausgestapelt wird. Aber er sucht seine Burg nicht im Nadelgrün hoher Bäume zu verstecken, sondern bleibt bescheiden an der Nähe des Erdbodens, wo er sein Nest mit Vorliebe im Wurzelwerk alter Waldriesen, aber auch in Reishäusern, Hecken, Gestrüpp und Erdlöchern anlegt, und auch hier kommt die deckende Schutzfärbung des Moores recht gut zur Geltung, während die Form sich ganz der jeweiligen Dertlichkeit anschmiegt. Häufig und gewöhnlich zum Vorteil des Vogels ist das Moos der Außenwände mit dünnen Pflanzenstengeln, Halmen und namentlich Laub durchmengt, so daß das ganze Gebilde altem Pflanzenwust täuschend ähnlich sieht. Dies gilt aber nur für die eigentlichen Brutnefter, denn die Spiel- und Schlafnefter, welche sich das Männchen nebenbei noch zu seinem Vergnügen errichtet, bestehen stets ausschließlich aus Moos. Ein recht eigenartiges Baumaterial verwendet die Singdrossel. Sie schmirt nämlich ihre dünnen Nestwände auf der Innenseite mit vermodertem Holzmehl aus, den sie mit ihrem gummiartigen Speichel und oft auch unter Zuhilfenahme von Strohstängeln zu einer dünnen und leichten, aber sehr festen und fast wasserdichten papiermachéartigen Masse zusammenknetet. Es mag wohl vorkommen, daß dieser saulende Holzmehl im Dunkeln ein wenig phosphoresziert, und hierauf dürfte die alte Sage von den „leuchtenden Vogelnestern“ zurückzuführen sein. Die hübsch grünblauen, nur sparsam braunschwarz geäderten Eier dieser Drossel lassen jegliche Schutzfärbung vermissen und weisen darauf hin, daß sie in grauer Vorzeit zu den Höhlenbrütern gehörte, woran sich ja auch bei der nahe verwandten Amsel noch heutzutage Anklänge finden. Freilich sind nicht alle Vögel große Baukünstler, ebensowenig wie alle vorzügliche Flieger sind. Manche verraten vielmehr in der Anlage und Bauart des Nestes große Flüchtigkeit, ja geradezu bodenlosen Leichtsinns. Häufig scheinen diese der Brut so oft verhängnisvoll werdenden Eigenschaften rein individueller Art zu sein. So findet man z. B. beim Meentöter neben recht solid und dickwandig gebauten Nestern auch sehr lichterliche Bauwerke mit fast durchsichtigen Wänden. Wahrscheinlich gehören letztere jungen und unerfahrenen Weibchen an, denn es steht fest, daß die Vögel sich gewonnene trübe Erfahrungen sehr wohl zunutze zu machen wissen und im Laufe der Jahre sich in der Kunst des Nesterbauens immer mehr vervollkommen. Besondere Sorglosigkeit und ein recht augenfälliges Ungeschick bei Errichtung ihrer Kinderwiegen verraten unsere sämtlichen Grasmücken. Ihre Nester sind so flüchtig zusammengefügt, daß oft die Eier durchschimmern und die junge Brut allen schädlichen Einflüssen von Wind und Wetter fast schutzlos preisgegeben ist. Sie sind wohl am leichtesten von allen Vogelnestern zu finden, da sie nicht selten fast völlig frei stehen, und es darf deshalb nicht wundernehmen, wenn unzählige Brutten zugrunde gehen. Viele Vögel suchen ihren gefährdeten Brutten dadurch erhöhten Schutz zu verleihen, daß sie gemeinsam in mehr oder minder großen Kolonien brüten, um so mit vereinten Kräften feindliche Angriffe abzuwehren zu können. Meist finden wir diese Erscheinungen bei Sumpf- und Wasservögeln, aber auch unter Singvögeln kommt sie vor, wie das Beispiel der Nieschwalbe beweist. Deren Brutgeschäft ist auch noch in anderer Beziehung interessant. Sie hat ebenso wie Eisvogel und Bienenfresser ihr Liebste in den schützenden Schoß der Erde geschleitet! Diese schwächlichen Vögelchen graben sich nämlich mit bewundernswerter Ausdauer bis 2 Meter lange Röhren in sandiges Erdreich an steilen Flußufern u. dergl., und erst an dem bodenförmig erweiterten Ende dieser Röhren befindet sich die eigentliche Nestmulde. Die Elternliebe der Schwalben ist ja fast sprichwörtlich geworden, aber bisweilen unterliegt sie doch

dem bei diesen Vögeln so stark ausgeprägten Zugtriebe, der dann derart die Ueberhand gewinnt, daß sie die letzten Jungen verspäteter Brutten hilflos dem Hungertode preisgeben, um rechtzeitig die große Meise nach dem Süden antreten zu können, wie ich dies gerade bei der Uferschwalbe unzweifelhaft feststellen konnte.

Selbst bei den Eiern machen sich schon Schutzfarben geltend. Die Eier, welche in Baum- und Felshöhlen abgelegt werden, also von außen nicht sichtbar sind, bedürfen ihrer allerdings nicht. Deshalb haben die Höhlenbrüter gewöhnlich rein weiße Eier, wie die Eulen, Spechte, Eisvögel, Bienenfresser, Klaueraken, Hausrotschwänzen und andere, oder lebhaft blaue, wie Starke und Gartenrotschwänzen. In ähnlich günstiger Lage befinden sich die Eier solcher Vögel, die geschlossene, vollkommen überwölbte Nester mit engem Flugloch erbauen, Eier, die daher entweder ebenfalls einfarbig weiß (Weichschwalben, Webervögel, Prachtfinken) oder auf weißem Grunde nur sparsam gefleckt sind (Mauschwalben, Baumkönige, Schwanzmeisen, Laubfänger). Tagelager werden die in offenen Nestern liegenden Eier eine durch stärkere Aderung und Zeichnung mehr verwaschene und verschwimmene Färbung vorteilhaft empfinden, und in der Tat zeigt sich uns eine solche bei den Grasmücken, Mohrsängern, Muffeln und anderen. Am meisten aber werden die in bodenständigen Nestern befindlichen Eier einer Schutzfärbung bedürfen, da sie naturgemäß den zahlreichsten Gefahren ausgesetzt sind. Die einfarbig olivenbraunen Nachtigalleneier sind denn auch zwischen dem alten Laub der Nestmulde und ihrer Umgebung sehr schwer zu sehen, und eine fast noch weiter gehende Anpassung finden wir bei den über und über gefleckten, geäderten und gewölbten Eiern der Pieper und Lerchen. Viele Vögel legen bekanntlich ihre Eier ohne eigentlichen Nestbau oder doch fast ohne solchen ohne weiteres auf die Erde, und doch sind gerade diese Gelege oft außerordentlich schwer zu entdecken, weil ihre Färbung so mit der Umgebung in Einklang steht, daß sie für das minder geübte Auge vollständig mit ihr verschwinden. Wer selbst einmal Stiebieier gesucht hat, wird mir recht geben; denn es ist viel leichter, sie durch Beobachtung der alten Vögel zu gewinnen, als durch Absuchen des Bodens, wo man dicht an ihnen vorüberlaufen, ja sie zertreten kann, ohne sie zu sehen. Der Nesterfischer legt seine ziemlich großen Eier offen in das Steingeröll am Seestrand, aber es gehört ein recht scharfes Auge dazu, sie da anzufinden. Noch mehr gilt das von den hübschen Eiern des Flußregenpfeifers, die auf ihrer sonnendurchgläuteten Stiesbank überaus schwer sichtbar sind, da sie in nichts sich von ihrer Umgebung unterscheiden, sondern selbst genau wie geäderte Kieselsteine aussehen. Die großen Herren und die wehrhaften Mecken in der Vogelwelt brauchen eine solche Schutzfärbung der Eier viel weniger, da sie im Notfall stark genug sind, ihre Brut nachdrücklich zu verteidigen und sich deshalb so leicht kein Räuber an diese heranwaagt. Bei den oft auf den höchsten Waldbäumen stehenden Reishäusern der Raubvögel ist deshalb von Schutzfärbung keine Rede, nicht einmal bei den kleinen Arten, wie z. B. beim Sperber. Auch die gelbweißen Schwaneueier leuchten uns schon von weitem aus dem großen Neste entgegen, aber die wachsam und starken Schwäne lassen auch so leicht kein Raubzeug in die Nähe kommen. Die Eulen sind da schon übler dran; sie decken deshalb beim jedesmaligen Verlassen des Nestes das Gelege sorgfältig mit den zarten Dammfedern zu, die sie sich selbst in treuer Mutterliebe aus dem Bauchgefieder ausrupfen, um so die Eier den listernen Blicken der heugierigen Krähen und Mohrweihen zu entziehen.

Rauchige Luft.

Von Hugo Hillig.

So unermeßlich groß das Lustmeer ist und so wenig eigentlich alle menschlichen Raumbegriffe dagegen bedeuten, so bleibt die Atmosphäre doch nicht von Veränderungen ihrer Beschaffenheit verschont, die von menschlicher Tätigkeit ausgehen.

Und ganz ebenso wie die Luft in ihrer chemischen Zusammensetzung beeinflusst wird, je nachdem sie über ausgedehnten Flächen Laub- oder Nadelwaldes, über Süß- oder Salzwasserflächen ruht, so erhält sie auch eine bestimmte Veränderung, je nachdem ob unter ihr Strecken unbewohnter Lande oder Komplexe mit eng zusammengedrängter Bevölkerung liegen; ganz besonders aber trifft das dann zu, wenn diese Komplexe Großstädte oder Industriezentren sind. Und es gibt in dieser Hinsicht wenig Unterschied zwischen alter und neuer Zeit; schon Horaz, in dessen Periode das alte Rom zur Millionenstadt herangereifte, ärgerte sich über „fnum strepitumque“, über Rauch und Lärm, von dem die Metropole des Römerrreiches erfüllt war.



Zeit ein eigenes Wort gebildet: sie nennen ihn Smog und das Wort ist gebildet aus den englischen Bezeichnungen smoke für Rauch und fog für Nebel.

England ist aber deshalb ganz besonders ein Land des Rauches und des Nebels, weil sein heimisches Brennmaterial in außergewöhnlicher Maße zur Rauchentwicklung beiträgt. Die englische Steinkohle, ohne die das angelsächsische Industrieland nicht denkbar wäre, steht in dieser Beziehung zwar nicht allein da und im Vergleichen mit dem Zwickauer Stadtrecht ist schon 1348 angeordnet: „das sullet ir wizen, das alle smide, die niderthalb der mur (Mauer) siben mit nichte sulen smiden mit Steinkohle“. Aber schon viel früher suchte man die englische Steinkohle dadurch unschädlich zu machen, daß man ihre Verwendung untersagte - im Jahre 1306 verbot auf Drängen des englischen Adels, der sich 1273 bei König Eduard I. beschwert hatte dieser König die Verwendung von „Meereskohlen“ oder „Seekohlen“, wie damals die von Newcastle aus verschifften Steinkohlen genannt wurden. Und noch einmal ward die Verfeinerung der Steinkohlen in England verboten, in

Gleichwohl aber würde Horaz heute wohl noch anders urteilen, wenn er englische Industriestädte oder norddeutsche Hafenplätze besuchen oder den Ruhrkohlenbezirk durchfahren könnte. Das ist keine Veränderung der Luft mehr, die sich mit organischer Notwendigkeit aus dem engen Zusammenwohnen vieler Menschen ergibt; hier sind Umstände vorhanden, die fast in gemeingefährlicher Weise die Luft verderben. Und das sind die industriellen Anlagen mit ihrem enormen Brennmaterialverbrauch. Dazu gehören freilich auch die mit der Größe der Städte zu unheimlichen Ziffern sich vermehrenden Hausfeuerungen der Wohnungen. Wenn in London in kalter Jahreszeit aus 1 700 000 Schornsteinen der dicke schwarze Rauch der englischen Steinkohle ohne Unterlaß in die feuchte Luft gestoßen wird, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Erde verfinstert und, da der Rauch, die in der Luft schwebenden feinen Rauchteilchen, die Ursache des Nebels ist, indem sich die Luftfeuchtigkeit in winzigen Tröpfchen an jedem einzelnen Rauchteilchen niederschlägt, so führt dieser Rauch somit bei bestimmten Temperaturverhältnissen zu den berüchtigten gelbbraunen, undurchdringlichen Londoner Nebeln. Für diese Nebel haben die Londoner in neuerer



1. Nest und Eier des Rotkehlchens. 2. Nest und Eier der Feldlerche. 3. Nest und Eier des gemeinen Teichhuhns.

16. Jahrhundert unter der Königin Elizabeth, kurz darauf sogar durch einen Erlass, der die Zerstörung sämtlicher Steinkohlenfeuerungen in London anordnete — wie schon gesagt: heute rauchen in London ziemlich 2 Millionen Schornsteine, trotzdem im 18. Jahrhundert noch eine ganze Reihe von Spezialverfügungen erlassen worden sind, die die Rauchplage einschränken sollten. Und der Londoner Nebel, der sich infolge dieses Rauches an windstillen Tagen und bei atmosphärischem Tiefdruck bildet, kostet der Londoner Einwohnerschaft jeden einzelnen Tag 2.000.000, die sich auf Millionen belaufen. Die englische Steinkohle ist aber nicht nur das englische Heizmaterial, sondern auch das Heizmaterial der norddeutschen Wasserkantennetze, Großstädte und ihrem Dampfschiffsverkehr. Und nicht zum wenigsten

Luft noch lange nicht erschöpft. Wenn Häuser und Wände schwarz werden, wenn sich die ganze Vegetation unter einer Rußschicht verbirgt, so ist das sicher nicht auf die leichte Schulter zu nehmen, allein es ist nichts weiter, als was durch den Straßenstaub und lokal durch mancherlei Industrieabfall, z. B. bei Großmüllern auch herbeigeführt wird: eine physische Verschmutzung der Luft, die der nächste

Ausgangsmaterial und sein Schicksal im Luftmeer genau betrachten.

Der Ruß ist eine feine wirbelnde Verbindung von Ruß, der durch unvollkommene Verbrennung des Heizmaterials entsteht. Der Ruß ist also unverbrannte Kohle und alle Vorrichtungen, die Rauchbildung hintanzubalten, müssen darauf ansprechen, die Kohle vollständig verbrennen zu lassen oder den entstehenden Ruß noch einmal einer Verbrennung zu unterziehen.

Der Ruß ist demnach Kohlenstoff in feiner Verteilung und schwammiger Zusammenballung. Eine der wertvollsten Eigenschaften des Kohlenstoffes in dieser Form ist, daß er Gase absorbiert, d. h. in sich aufnimmt und in einer verhältnismäßig sehr großen Menge verdichtet. Ruß, Holzkohle z. B., tut es so mit Sauerstoff, von dem

rührt davon der von den großen Städten und Industriezentren in Süddeutschland so grundverschiedene äußerliche Eindruck der norddeutschen Orte her, und wenn man den Vergleich zwischen zwei Industrie-, Hafen- und Handelsstädten, etwa zwischen Hamburg und Mannheim ziehen wollte, so würde Hamburg sicher überaus schlecht abschneiden, wenn sein äußerer Eindruck, seine Sauberkeit maßgebend sein sollte. So schwarze Häuser, die aller Renovationen spotten, findet man in Süddeutschland doch nicht. Der Ruß verschmutzt das Stadtbild unrettbar, und wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß materielle Schönheiten unter dieser Rußdecke auf jeden Fall verloren gehen, daß eine solche schwarze Stadt nicht dennoch ästhetische Reize mannigfacher Art eben dank dieser schwarzen Patina aufweisen könnte, so schwindet doch im allgemeinen der freundliche, heitere Charakter des Stadtbildes, der gerade süddeutsche Städte so anziehend macht. Aber mit dieser Verunreinigung der Luft durch Ruß ist das Kapitel der rauchigen

Mengen wieder herabwächst. Aber die Luft wird auch chemisch verdorben und das muß nun noch andere Folgen hervorbringen. Zunächst müssen organische Dinge, die in solcher chemisch verdorbener Luft existieren, von den Folgen betroffen werden; Pflanzen, Wälder, Felder werden geschädigt und schließlich müssen sich die Folgen auch an Mensch und Tier selbst zeigen. Die rauchige Luft kann also zu wirtschaftlichen und hygienischen Schäden führen.

Wie das geschehen kann, wird uns klar, wenn wir uns die Entstehung des Rauches, sein

gerade so viel angezogen wird, daß sich Ruß oder Holzkohle von selbst entzünden können. Die Steinkohle selbst, wie jede Kohle überhaupt, besteht aber nicht nur aus reinem Kohlenstoff, sondern sie enthält noch eine ganze Reihe anderer Mineralien, z. B. Chloride und außerdem auch besonders die Steinkohle, Schwefel. Bei der Verbrennung der Steinkohle wird nun die chemische Zusammenlegung aller dieser Substanzen zerlegt, die Chloride und der Schwefel werden in Gasform frei und diese Gase entweichen mit dem Ruß in den Schornstein. Aber auf diesem Wege fängt sich schon der Ruß mit diesen Gasen und so kommt es, daß der Ruß am Ende nur noch zum kleinsten Teil seines Gewichtes aus reinem Kohlenstoff besteht, daß der größte Teil aber sich aus den verschiedenen Substanzen zusammensetzt, die beim Verbrennungsprozeß frei werden oder dabei neu entstehen, z. B. schwefeliger Säure, dann Salpetersäure, Kohlenensäure, Kohlenoxyd, Ammoniak und ferner brennlichen Substanzen, Destillations-

Ed. Fittler: Frühlingsstimmung.



produkten der Steinkohle, Pyridinbasen, Phenol usw. In Aufablagerungen hat man bis zu 9 Proz. Salzsäure und bis zu 7 Proz. konzentrierter Schwefelsäure gefunden.

Die schweflige Säure ist das Verbrennungsprodukt der schwefelhaltigen Bestandteile in der Steinkohle; sie ist ein Gas. Kommt sie aber mit Wasser zusammen, so entsteht Schwefelsäure daraus und es ist natürlich, daß die Verbrennungsgase des Rauches, ganz gleich, ob sie frei oder im Aufsteigen sind, mit Wasser zusammenkommen, wenn sie in die Luft übergehen. Der Nebel, der Morgentau, der Regen verwandeln also die schweflige Säure in Schwefelsäure, die natürlich auch sofort in außerordentliche Verdünnung übergeht. So harmlos das aussieht, so ungeheuerlich erscheint uns das aber, wenn wir nun überlegen, wieviel wohl in einem bestimmten Zeitraum und über einem bestimmten Flächenraum in der Luft auf diese Weise Schwefelsäure entstehen kann.

Er liegen hierüber verschiedene Berechnungen vor, die in ihrem Resultat nicht etwa verdünnte Schwefelsäure, sondern konzentrierte Schwefelsäure annehmen; die Mengen der sich in der Luft durch die Luftfeuchtigkeit selbst verdünnenden Schwefelsäure ist überhaupt nicht zu berechnen.

Das erste Exempel hat der englische Arzt Blad aufgestellt, den die englische Regierung mit der Untersuchung der Luftverunreinigungen betraut hatte. Es sei hier das Exempel angeführt, das Blad von der englischen Industriestadt aufgemacht hat, die selbst in England als die ruhigste gilt: Sheffield; dort kann nämlich der Wind die Rauchmassen nicht fortschaffen und so konzentrieren sie sich. Es werden jährlich 30 Millionen Zentner Steinkohlen daselbst verbrannt. Rechnet man die Wirkungssphäre dieses Steinkohlenrauches auf 30 englische Quadratmeilen, so läßt sich, aus dem Schwefelgehalt der englischen Steinkohle, der verbrauchten Kohlenmenge und der Wirkungssphäre berechnet, feststellen, daß über der Stadt Sheffield jährlich 750 000 Zentner konzentrierter Schwefelsäure entstehen, die nun der Regen in mehr oder weniger großer Verdünnung über Land und Leute herabgießt!

Es ist möglich, daß selbst die englische Steinkohle nach ihren verschiedenen Fundorten im Schwefelgehalt schwankt und daß dieses erschreckende Resultat selbst in England kaum seinesgleichen hat. Für London, das denselben Kohlenverbrauch hat wie Sheffield, hat man bei einem Wirkungskreis des Rauches, der sich allerdings auf 235 Quadratmeilen hemisph. 3200 Zentner Schwefelsäure berechnet, die sich jährlich pro Quadratmeile bilden — bei Sheffield entfielen durchschnittlich auf die Quadratmeile 25 000 Zentner in der Luft gebildeter Schwefelsäure.

Besonders empfindlich gegen die auf solche Weise verunreinigte Luft sind die Wälder; besonders aber deshalb macht sich diese Empfindlichkeit bemerkbar, weil die Schädigungen große Dimensionen annehmen. Bei dem sächsischen Bergstädtchen Schneeberg im Erzgebirge, wo Zwickauer Steinkohle außer böhmischer Braunkohle gebrannt wird, hat der sächsische Staat für Schädigungen von Wäldern durch den Kohlenrauch schon Summen von 4000, 10 000 und 55 000 Mk. aufzuwenden gehabt, einen geschädigten Waldteil mußte er für 120 000 Mk. übernehmen und die aufgelaufenen Prozeßkosten zahlen.

Die Salsbrücker Werke bei Freiberg in Sachsen mußten z. B., um die Schädigung der Tharandter Wälder durch Rauchgase abzuwenden, jenen bekannten 140 Meter hohen Schornstein bauen, der die Kleinigkeit von 130 000 Mk. kostete; freilich beseitigt er die Rauchgase nicht, sondern er verbreitet sie nur über einen großen Umkreis.

Einen weiteren sehr merkbaren Einfluß aber übt solcherart verunreinigte Luft auf die Bauwerke aus. Nicht allein, daß diese verschmutzen, sie werden auch direkt zerstört. Die Zerstörung des Kölner Domes, die in den letzten Jahren besonders schnell und unaufhaltsam vor sich geht, ist sicher eine direkte Folge davon, daß man für den Kölner Hauptbahnhof keinen anderen Platz finden konnte, als ihn dem alten Dom dicht an die Seite zu setzen. Die Westminsterabtei in London steht unter denselben Verfallerscheinungen und noch viele andere Bauwerke der älteren Zeit. Neue Bauwerke sind selbstverständlich auch nicht vor dieser Zerstörung, die in einer chemischen Umsehung der Steinoberfläche besteht, geschützt. Bei dem aus einem in dieser Beziehung sehr empfindlichen Material — Kalkstein — erbauten neuen Hamburger Hauptbahnhof wird man besonders schlimme Erfahrungen machen, denn dieser wird an seiner Werkstraßenseite täglich von Hunderten von Lokomotiven angebläht. Gerade der Kalkstein zerfällt am leichtesten und deshalb sind auch Marmorbildwerke in solcher Atmosphäre sehr schnell ruiniert: der kohlen-saurer Kalk, aus dem der Kalkstein zum größten Teil, der Marmor fast ausschließlich besteht, setzt sich unter der Einwirkung der Schwefelsäure in der Luft in schwefelsauren Kalk um, das ist Gips, und der ist kein wetterbeständiges Material. Der englische Professor Church hat an der Westminsterabtei den Versuch gemacht, den Stein zu konservieren, indem er ihn mit einer Narytlösung behandelt, die die bröcklich gewordenen Partikeln der Steine oberflächlich wieder zusammenfügen soll. Ob sich dieses Verfahren bewährt, muß die Zeit lehren.

Die Zerstörung des Steines an den Bauwerken nimmt sich freilich Zeit. Schneller aber geht die Zerstörung der Metalle von statten. Ganz besonders wird das Zink von solcher Luft angegriffen und das ist ein Grund, weshalb in ganz England das Zinkblech und der Zinkguss als Baumaterial und Dachbedeckung fast unbekannt sind. Paris dagegen muß eine sehr viel reinere Luft haben, denn dort ist Zinkblech fast das ausschließliche Dachbedeckungsmaterial; würde es so schnell zerstört werden wie in England, so hätte man gewiß längst zu anderen Dachbedeckungsarten gegriffen. Wie schnell und wie gründlich Zinkblech und auch verzinktes Eisenblech zerstört werden, kann man am Zentralbahnhof in Altona beobachten. Dort ist das Wellblech der Bahnhofshalle, das den Rauchgasen der Lokomotiven auf der unteren Seite ausgelegt ist, in verhältnismäßig wenigen Jahren arg zerstört worden, daß es einem Sieb gleich.

Selbstverständlich leiden auch eiserne Bauten unter rauchiger Luft, und es ist gewissermaßen die Achillesferse der modernen eisernen Bahnhofsbauten, der eisernen Brückenwerke, daß sie von den Rauchgasen der Lokomotiven so sehr gefährdet werden. Diese Gefährdung läßt sich ja durch gewissenhafte Wiederholung der Schutzanstriche etwas vermindern, aber dadurch entstehen so große Kosten, daß die Unterhaltung eiserner Bauwerke für die Dauer eigentlich recht kostspielig zu werden verspricht. Aber ohne diesen Schutz würden die eisernen Bauwerke von rauchiger Luft sehr schnell zerstört werden. Man hat in dieser Beziehung zwei warnende Beispiele. Die Saderbrücke, die über den Zentralbahnhof von München führt, ist im Laufe von zwanzig Jahren in ihrem Eisenwerk durch die Rauchgase der passierenden Lokomotiven so abgenützt worden, daß sich alles Eisenwerk auf die Hälfte seines Gewichtes verringert hatte. Dasselbe ist an der Göppinger Straßenbrücke, die über den Augsburger Bahnhof führt, konstatiert worden. Ein Bauwerk, das in solcher Weise angegriffen wird, verlangt natürlich ganz besondere Ueber-

wachung, damit es seine Sicherheit behalte. Eine weitere in ästhetischer Beziehung sehr bedauerliche Folgeerscheinung zeigt sich bei den Kupferdachungen. Es ist oft ein großer Reiz eines Stadtbildes, wenn über die Masse seines Häusermeeres schlanke Türme in hellen grünen Farben emporragen, und die 1906 abgebrannte Michaeliskirche zu Hamburg hat gewiß am meisten dadurch solch ästhetisches Wohlgefallen erweckt, weil ihr bis auf die Basis des Unterstoß mit Kupferblech ummantelter Turm so wunderschön mit hellgrüner Patina überdeckt war, die die schlanke Turmsilhouette eigenartig von dem schweren blaugrauen Hamburger Himmel abhob. Das machte: die Kirche war etwa 120 Jahre alt, und sie stand schon einige 30 Jahre, der Turm war wohl schon grün geworden, als 1816 das erste Dampfschiff, ein englisches, „The Lady of the Lake“, in den Hamburger Hafen kam. Es wurde, wie die ersten Dampfschiffe meistens, zum Teil noch mit Holz geheizt, aber von da an riß die Dampfschiffahrt nicht mehr ab, man benötigte die Steinkohlen zur Heizung und heute fahren im Hamburger Hafen Hunderte von Dampfern seewärts oder sie kommen von See oder sie vermitteln den fräbelnden Verkehr im Hafen und in den Kanälen der Stadt. Der Hamburger Hafen und das ganze Stadtbild ist fast immer in schweren grauen Rauch eingehüllt und was das bewirkt, sieht man schon an dem Kupferdache des Hamburger Rathauses: das wird nur versuchsweise d. h. stellenweise grün, aber sofort, wenn sich das grüne Kupferoxyd, die Edelpatina des Kupfers, gebildet hat, so kommt die Kohlen-säure aus der verqualmten Luft und zerstört diese beginnende Patinabildung und macht eine schwarze Kupferoxydschicht daraus, die sehr häßlich wirkt. Und so wird es auch dem Turm der neuen Michaeliskirche ergehen; das schöne Grün des Turmes wird sich nie wieder einstellen und nach 10 Jahren wird der Neubau ein häßliches schwarzes Ungetüm in der Luft sein, an dem sich niemand, auch sein eifrigster Befürworter nicht, mehr erfreuen kann.

So das, was bis jetzt über die physikalischen und chemischen Wirkungen der rauchigen Luft auf Wälder und Häuser sichersteht. Und wie wirkt solche Luft auf die Menschen ein?

Wie in London, so existieren auch in Hamburg, Wien und Königsberg Gesellschaften, die diese wichtige Frage der Rauch- und Rußbekämpfung studieren und Mittel zu ihrer Lösung finden wollen. Dr. Moser von der Königsberger Gesellschaft hat festgestellt, daß im Ruhrgebiet die Sterblichkeit 15 Prozent größer ist als bei den gleichen Altersklassen in Preußen und er meint, gestützt durch Tierexperimente und durch die Beobachtung, daß die Tuberkulose in rauchreichen Gegenden schneller zum Tode führt, daß diese auffallende Tatsache zu einem gewichtigen Teile auf die Verunreinigung der Luft mit Rauchgasen zurückzuführen sei. In sechs rheinischen Kreisen stieg die Zunahme der Sterblichkeit an Lungenerkrankheiten in 25 Jahren um 600 Prozent, was Dr. Moser als einen in der Geschichte der Medizin einzigartigen Umstand bezeichnet. Und ähnliche statistische Feststellungen sind in den obereschlesischen Industriebezirken gemacht worden.

Der Kapitalismus macht das arbeitende Volk durch seine Produktionsform, durch die Industrie, wo sie Wurzel faßt, zu modernen Sklaven, durch seine Regierungsform verteuert er ihm das Brot, untergräbt er ihm die Gesundheit und die Kraft seiner Nachkommenschaft, verschließt er ihm die Möglichkeiten des Emporstiegens — auch die Luft verschont das rücksichtslose kapitalistische System bei seiner rastlosen Profitmacherei nicht; sie ist für ihn nicht das Medium, das die Welt umspannt, sondern vielfach die Ablagerungsstätte eines seiner Abfallprodukte. —

Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Fortsetzung.)

Früh, früh, ehe die Sonne kommt, die feurige, junge Frühlingssonne, hat Tigran Abschied genommen. Einen Tag muß er wandern, bergauf und wieder bergab und weit durch die Steppe, einen ganzen Tag, bis er den schwarzen Niesen erreicht, der feuerauswerfend, mit lauten Schritten seiner ebernen Füße durch die Länder rennt. Nur von weiter Ferne hat er ihn gesehen, aber da war er zusammen geschrumpft, wie eine graue ungeschmeidige Schlange.

Noch dämmert der Morgen kaum. Es ist kühl und laug. Sie wandern hinaus, Tigran mit Ambarzum, aber nicht allein, noch sind die Brüder, die Gespielen mit ihnen.

Schwer sind Tigrans Augen von Tränen, die er schamvoll verbirgt. Die Dunkelheit ist ihm willkommen. Nichts sprechen kann er. Alles ist schon gesprochen. Vor seinen Widen sind immer die Augen seiner Mutter, die voller Tränen stehen.

Aber lebhaft plaudern die beiden Blinden, seine Onkel, die ihm auch das Geleit geben. Für sie ist's gleich, ob Tag oder Nacht ist, immer gleich dunkel. Aber ihr Sinn ist fröhlich. Und ihr Herz schwilt vor Stolz über den Reffen, der nun in die Stadt gehen und Geld verdienen wird. Sie gingen auch, sagen sie, wenn sie nur könnten. Aber sie müssen hier bleiben, wo sie jeden Fels kennen, wo sie aus der ganzen Herde, die am Brunnen trinkt, ihren Büffel heraus kennen und am Horn wegziehen, wo sie pflügen und im Walde Holz aufladen wie die Sehenden.

Tigran hört sie plaudern. Sein Herz zittert vor dem Unbekannten, und seine Regier sich. Viel wird er sehen, was die anderen nicht sehen; die Wunder der Stadt wird er sehen. Und Geld wird er verdienen.

Die neue schwarze Lammfellmütze engt ihm die Stirn. Wacker hat ihn die Mutter ausgerüstet; der schwarze Faltenrock hat eine neue silberumflochtene Schürze, die um den Hals und am Vorstoß hinläuft. Grün, rot und blau sind die neuen, mit die schwarzen Hosenschnürriemen gemaschten. Er blickt auf seine Füße und lächelt freudig. Gestern in der Abenddämmerung brachte Nargiß' Mutter diese neuen Sandalen mit den zierlich aufgerückten Spitzen, diese bunten Socken, in denen seine Fehen stecken. Die Geliebte hat ihm Glück auf den Weg wünschen wollen, er fühlt es.

Ohne Pfad, steil hinab zwischen Felszaden und Dickicht. Die Nacht kommt ihnen aus dem Tal entgegen, wo die Winterhürden stehen.

Bis dorthin begleiteten sie die Freunde. Sie trugen ihnen ihr Gepäck, sie wollten ihnen noch etwas Liebes tun, dem Ambarzum und vor allem dem jungen Tigran. Aber Tigran fühlte die Liebe nicht mehr, er fühlte nur den Abschied. Mechanisch tat er Schritt um Schritt, Sprung um Sprung. Ihm war wie einem Verurteilten. Der helle, langgestreckte Stall hob sich dümmrig aus den Räumen, und da war die Stimme der versteckten Quelle, wo er Nargiß zum letzten Male gesehen. Eine volle schwarze Traube hielt sie in der Hand, und ihre Augen waren dunkler als die Beeren der Traube. Und den ganzen Tag hatte Tigran vor sich hin gehimmelt:

Die weiße Taube pickt die süße Traube.
Wer Trauben kennt, verschmäht die schwarzen nicht.
Es fürchtet sich der Jäger vor der Taube,
Weiß ist die Taube, schwarz ist mein Gesicht.

Tigran erwacht aus seinem Traum, der letzte Abschied ist da.

Vorwärts nun, allein mit Ambarzum. Tigran rückte sich den Sack, den ihm sein Freund getragen, selber auf Brust und Schulter zurecht, sagte den Stab fester und eilte Ambarzum voraus mit starken Schritten. Einem mächtigen

Büffel mit ungewöhnlich weit geschwungenen Hörnern, der an einer Eiche angebunden war, strich er verloren über den Nacken; er kannte ihn, er hatte ihn aufgezogen und Schmerzen um ihn gelitten, als ihn die Mutter verkaufte. Auch das Tier schien ihn noch zu kennen. Es murzte gedämpft unter seiner Hand.

Da übermannte ihn der Kummer. Hinter den Eichen warf sich Tigran auf den Boden und weinte. In seinem neunzehnjährigen Herzen war eine unbeschreibliche Verwunderung, eine dumpfe Verzweiflung darüber, daß er ging. Sie kehrten zurück, sie alle nach Masij, aber er, oh wie viele Tage und Nächte sollten vergehen, bis er zurückkehren durfte! Verwirrt sah er sich um. Noch immer hing hier, im Tal, die Nacht in den Zweigen und blickte ihn feindselig an. Ein Schakal winselte. Von den Ställen her antwortete ein Hund.

Als Tigran seinen Gefährten rufen hörte, sprang er auf die Füße, und wortlos wanderten sie über die Talsohle auf die Steile der Vorhänge zu, die sie überschreiten mußten. Eilig, zugleich mit der aufstehenden Mäte des Morgens, er klommen sie dann den Hügel. Dort sollten sie zum letzten Male Masij sehen.

Die Luft war erfüllt vom Gesang unzähliger Vögel, als sie droben waren. Wie seltsame Geister standen im zarten Frührot die fernen Berge auf dem lichtgrünen Himmel. Aber Tigrans Blick sog sich fest an der Verahalde gegenüber, wo die Dornenzäune von Masij schon ununterscheidbar mit dem Dickicht verschwammen. So klein und fern war schon alles geworden! Nur die fast geleerten hohen Henstöße ragten überall und bezeichneten genau die Stelle, wo Masij lag. Welches war der Henstoch neben Nargiß' Elternhaus? Tigran strengte seine Augen an. In das Flechtwerk, das die vier Pfosten verband, hatte Tigran manchmal einen besonders schönen Granatapfel, ein Häufchen süßester Pflaumen für Nargiß versteckt, und immer hatte die richtige Hand die Gabe gefunden. Nur die kleine duftende Melone, die er vergangenen Herbst dort für die Geliebte verborgen, war von Nargiß' Grossmutter hervorgezogen worden und hatte Nargiß viel Neckereien von den Brüdern eingetragen. Sie schmollte damals eine ganze Woche mit ihm, die schelmische Nargiß.

Ein wenig Rauch stieg auf. Ob er aus der Mutter Hause kam? Kein Haus war zu erkennen; die höhlenartig in den Berg gebauten Häuser mit den flachen, erdbeschütteten Dächern lagen ganz im Grün. Vielleicht war der Rauch aus der Mutter Hause. Sie selber freilich würde heute nichts genießen, heute nicht und morgen nicht und übermorgen nicht, das wußte Tigran. Mit dreitägigem Fasten hoffte die Mutter eine glückliche Reise für ihren Sohn zu erlaufen.

Bewegte sich nicht dort etwas? War es nicht die Mutter, die ihm noch winkte, noch Grüße und Segenswünsche nachschickte? Er kannte sie ihn hier? Tigran wollte die Hand zum Gegengruß erheben, aber sie sank schlaff herab. Endlich winkte er doch, und Ambarzum winkte, und kein Zweifel — die Grüße wurden da drüben erwidert.

Schwer riß Tigran sich los und wendete den Kopf, den Fuß nach der anderen Seite. Hinter ihm bleibt das Weizenfeld, wo er geackert, hinter ihm die lustige Tenne, wo er so oft mit den Gespielen auf der gleitenden Dreschplanke geessen. Mit nickendem Kopfe geht der Ochse, der vorge-spannte, im Kreise, und gemächlich, mit der eigenen Körper schwere, die das Brett auf das ausgebreitete Korn preßt, schlägt der

Reicher, ohne selber die Urne zu rühren, die reifen Körner aus den vollen Mehren.

Hinter ihm bleibt die Salde, wo er den Najan, den Truthahn geschossen, hinter ihm der dicke Wald, wo er den Wolf getötet, den Luchs erlegt, hinter ihm. Alles hinter ihm.

Und vor ihm Arbeit und Geldverdienen. Was für Arbeit?

Was kann ein Mann arbeiten außer dem Pflügen und Mähen und Holzschlagen und Häuserbauern und das Vieh besorgen und Brunnen graben? Teppichweben und Früchte und Blumen ziehen, das ist ja für die Weiber.

Grübelnd wanderte Tigran vorwärts. Hinter ihm blieb, was er gekannt, was er verstand. Vor ihm lag, was er nicht kannte, nicht verstand. Brunnen grub man dort, wohin er ging, sagte Ambarzum. Solche Brunnen, wie der Dorfbrunnen? Zwei Menschenlängen tief?

Den ganzen Tag wanderten sie durch die Steppe. Ein schönes Wandern war es. Jetzt, im Frühling, lag die Nughansteppe da in unendlicher Mittenpracht. Und sie sprachen davon, wie oft sie die Steppe vom Berge aus gesehen, wenn im Spätherbst das braune Möhrich brennt und weite Flächen eine feurige Loh sind, und sie verfolgten, wie sie jetzt gingen, die saukten grünen Linien, die allerorts über das blühende Grasmeer liefen. Diese Linien bezeichnen die zahllosen Kanäle, die Reste altlantostischer Rodenkultur; an ihren Mäandern standen Gras- und Phunnen üppiger, und darüber flatterte das leichte Laub der Weidenbäume.

Und dunklere Däsen die türkischen Dörfer mit ihren Rängen aus gepipten Holzpfählen und dazwischen geworfene Dornenzweige, ganz wie in den armenischen Dörfern am Berge. Aber hier auf der Ebene konnten sich die Häuschen nicht halb in die Erde verkriechen, frei ragten die flachen Dächer hervor, obwohl niedrig auf dem Boden. Ganz in Wein und Maulbeer gärten gebettet lagen die Häuschen, aber die Maulbeerbäume waren nicht schattige Mienen wie droben am Berge, sondern struppige, nur manns hohe Strüppelgeschöpfe, die ihre zarten Blätter trieben für die gefräßigen Maulpen, die die Seide spinnen.

Unter dem Weidenhatten an den ständigen rasteten die Wandernden ein paarmal, aßen von dem süßen Brote, den Kuchen, die Tigrans und Ambarzums Mutter ihnen mitgegeben. Auch weißen Käse und saure Milch hatten sie. Sehr mächtig aß Tigran; mitten im stauen kam ihm der Gedanke, daß er das nächste Brot nicht aus der Hand der Mutter erhalten werde, daß er es erlaufen müsse durch seine Arbeit. Wenn er nur gewußt hätte, was für eine Arbeit! Die Dürst nahm ihm den Appetit.

Als der Tag sich zu neigen begann, nied Ambarzum, der Erfahrene, die weidenbestandenen Wasserläufe, aus denen Nebel aufstiegen. In der schönen fruchtbaren Ebene lauert ein türkischer Feind, den der armenische Bergbewohner nicht kennt, lauert das Fieber.

Durch das Abenddunkel blinkten Lichter, ein sonderbares Raseln, das anschwell und verhallte und wieder anschwell, ließ sich hören. Die Eisenbahnstation war erreicht.

Ein lustiges Bamvert ragte turmartig auf neben dem Stationsgebäude. Auf dem ganzen Wege waren sie an solchen Türmchen vorüber gekommen. Im Hochsommer, wenn die Steppe braun und sonnendür ist, und aus dem Schlamm der Kanäle und der Sumpfe Wolken von Stechmücken aufsteigen, flüchtet sich, wer kann, zur Nachtruhe auf diese Türme. All das wußte Ambarzum zu erzählen, und Tigran hörte es mit dumpfer Verwunderung. (Fortsetzung folgt.)

Märzwinter.

Mitten schon im Winter lacht mir ins Herz
deine Sonne, du blasser, blauender März.
Trägt mir bei Tagesgeblint mein Efflein herbei
Vellehen und Primeln und Stockenblüten vom Mai.

Robert Walter-Freyr.

Die gelbe Flut. Das chinesische Problem, d. h.
die Frage, wie die Flut der ungeheuren Volks-
massen Ostasiens, von der Europa keine „heiligsten
Väter“ bedroht fühlt, nicht nur einzubämmen, son-
dern auch am Ure ihres Ursprungs politisch und
wirtschaftlich der weißen Masse dienbar zu machen
sei, gilt den Theoretikern der Bourgeoisie als eine
der schwierigsten Aufgaben auf kolonial- und welt-
politischen Gebiete.

Auf einem Flächenraum von der zwanzigfachen
Größe des Deutschen Reiches umfaßt es mit seinen
400 Millionen Einwohnern fast ein Viertel der ge-
samten Bevölkerung der Erde.

Die Erschließung dieses kolossalen Gebietes ver-
heißt der Kapitalistenklasse einen idealen Absatz-
markt für ihre Ueberproduktion und enorme Pro-
fite, die sie aus den noch unangeborenen Schätzen des
Fodens und der fleißigsten und genügsamsten Be-
völkerung der Welt zu münzen gedenkt. Mit dieser
Erweiterung des Weltmarktes aber würde — ent-
sprechend den internationalen Kolonialträumereien
— eine herausragende Vermehrung der politischen
Macht der westlichen Kulturstaaten Hand in Hand
gehen. Das sind Selbstsuggestionen, welche die
Interessenten zu immer erneuten wüthenden Anstren-
gungen anspornen, so oft der zähe Widerstand der
verachteten Welten sie auch zurückweist.

Mitten hinein in die ostasiatischen wirtschaft-
lichen und kulturellen Kämpfe führt uns ein un-
gemein temperamentvoll geschriebener Roman, den
der ausgezeichnete Chinesenkenner Alexander Marx
unter dem Titel „Die gelbe Flut, ein Massen-
roman“ *) vor kurzem erscheinen ließ. Marx ist von
Geburt Deutscher, der freigewählten Nationalität
noch Franzose, aber er gehört zu den ganz seltenen
Europäern, die sich den Chinesen ohne jedes Massen-
verurteil, ohne den besonders von seinen deutschen
Landsleuten gepflegten Nationaldünkel näherten.
Um so beachtenswerter sind Marx' Schilderungen
der sich im zeitgenössischen China abspielenden
Massenkämpfe, wenn er nachweisen will, weshalb der
chinesische Koloss auf dem Fundament seiner uralten
Kultur bisher allen Ministerverfuchen der Weißen
erfolgreich trotzte. Dies geschieht nicht ohne ge-
legentliche Einseitigkeit, allein immer in fesselnder
Form, die heiläufig einmal belehrend wirkt, ohne
jemals in das Trocken-Lehrhafte zu verfallen.

Die Hauptpersonen des Marx'schen Romans sind
Vertreter der gegenwärtig in China mit einander
ringenden Strömungen. Da ist der französische Ju-
genieur Langson, der Repräsentant des „wage-
nutigen, rücksichtslosen Europa“. Ihm gelingt es,
die Hochfinanz für ein Niesenunternehmen in China
zu gewinnen, das die wirtschaftlichen Kräfte aller
weltweitenden Mächte vereinigen soll, um ihnen
gemeinsame, einträgliche Herrschaft über die gelbe
Masse zu sichern. Dieser neue Lejseps wird
der Generaldirektor einer 500 Millionen-Gesellschaft,
des internationalen China-Syndikats, das den
Jangtse über die Katarakte hinaus schiffbar machen
und das Niesenland Spölschauen mit seinen uner-
schöpflichen Reichtümern dem Weltverkehr öffnen soll.

Elektrische Lokomotiven sollen künftig die Last-
schiffe in kürzester Frist durch die Stromschnellen
ziehen. Nachdem so die einzige Straße von Hoch-
nach Niederschina unter europäische Verwaltung ge-
bracht worden, würde man viele Hunderte Millionen
Wasserpferdekraft in Hochchina zur Umgestaltung
der chinesischen Industrie im modernen Sinne in
Betrieb setzen können. Schiffe des Syndikats sollen

die Flüsse und Kanäle befahren und so den Nutzen-
und Wüstenhandel in die Gewalt der Weißen
bringen. . . . Eine Idee, die Langson, dem „Feld-
herrn der vereinigten Kapitalien Europas“, selbst
fast wie Größtenwahn erscheint. In seinen Träumen
sieht er China als eine Niesenfarm von Europa
zum Nutzen Europas verwandelt. . . . Er glaubt
die Chinesen genau zu kennen: „reines Kultur-
material“ nennt er sie in einem seiner für Europa
bestimmten Berichte. Die großkapitalistische Presse
gibt diesem Schlagwort weiteste, reklamehafte Ver-
breitung, und jedem Aktienkäufer des China-Syndikats
geht nun die Ueberzeugung auf, daß er nicht nur
ein gutes Geschäft machen werde, sondern auch
Europas Kulturmission ins Werk setzen helfe. Mit
den großartigsten Mitteln der modernen Technik
wird die Stromregulierung des Jangtse unter
Langsons Leitung begonnen.

In China selbst findet Langson Unterstützung
durch einen europäerfreundlichen Gouverneur, der
sich zu dem Glauben belehren ließ, Chinas Kultur
könne sich durch die des Westens befruchten lassen.
Wir begegnen aber auch einem Vertreter des alten
China mit seinen starren, unerschütterlichen Prinzipien,
einem Mandarinen von dem Typus Li-Sung-
Tschang, der sich energisch mit List und Gewalt dem
Eindringen der Fremden widersetzt.

Der gefährlichste Gegner aber erwächst dem
Unternehmen aus der Masse der Chinesen selbst, die
Langson so gering einschätzt, wenn er sie geduldig
in mühseliger Arbeit an einem Werke schaffen
sieht, das ihre bisherigen Lebensbedingungen zer-
stören soll. Diese arme und misachtet Masse besitzt
in ihren Organisationen, den Huis oder Wilden, eine
Macht, die Langsons Lebenswerk und die „europä-
ische Kulturmission“ schwer gefährdet. Das Wesen
und die Wirksamkeit dieser Wilden skizziert Marx
nur in flüchtigen Umrissen, aber wir sehen sie als
große Affoziationen von gemeinsam produzierenden,
gemeinsam verkaufenden, gemeinsam verdienenden
Chinesen, Affoziationen, in denen der Gegensatz von
Kapital und Proletariat fehlt. Hier ist der Ein-
zelne nichts, die harmonisch zusammenwirkende,
wunderbar disziplinierte Masse alles. Ihre Führer,
Männer von hoher Intelligenz und Welterfahrung,
sind gleichsam nur Verkörperungen der in den
Massen lebenden Energie. Das Vertrauen der
Mitglieder gestattet den Wildenführern fast unbe-
schränkte Verfügung über die großen Vermögen
der Wilden, damit sie jederzeit in der Lage seien,
wichtige Geschäftsabschlüsse schnell und vorteilhaft
zu bewerkstelligen. Denn wie die Wilden den Strom-
verkehr am Jangtse beherrschen, so besitzen sie in
einem anderen Teile des Landes ausgedehnte Reis-
und Teefelder, zahllose Dschunten auf den Strömen
und den Kanälen, so liegt ein Teil des Teehandels
wie des Seideneports ihrer Provinz in ihrer Hand,
und ein ganzes Netz von Postanstalten und Banken
der Wilden breitet sich über das Land.

Sereinschneidendes Unglück wird von allen fast
darisch ertragen; jeder einzelne ist ein winziges
Bruchstück der Niesenversicherung gegen die Wechsel-
fälle des Lebens für die Gemeinschaft aller Be-
teiligten. Die Wilde schützt ihre Angehörigen vor
Hunger. Wen sie ausstößt, der sinkt zum Null,
zum gewöhnlichen Lohnsklaven herab.

Der großen Schiffziehergilde am Jangtse, deren
Mitglieder zur Arbeit an dem Unternehmen des
China-Syndikats gedungen sind, kommt sehr bald die
Erkenntnis von der verhängnisvollen Tragweite
dessen, was hier vor sich geht. Die Fertigstellung der
Stromregulierung schließt nicht nur das Todes-
urteil der Schiffziehergilde in sich, sondern es be-
droht auch die Existenz eines großen Teiles der
Genossenschaftsorganisation überhaupt. Dieses er-
kennen und sofort die ungeheuren Machtmittel der
Wilden in Bewegung setzen ist eines.

Ob die Regierung mit einer Agitation gegen
die Fremden einverstanden ist oder nicht, kommt
dabei nicht in Frage. Die Huis handeln gelegentlich
über den Kopf der Regierung hinweg. So auch
hier. Die Wilde der Schiffzieher verbündet sich zum
Kampfe gegen die europäische Ausbeutung mit
anderen Huis, um nicht nur das Werk des China-
syndikats, sondern alle europäischen Unternehmungen
mit einem Schlage lahmzulegen. Streit und
Bojkott sollen den Weißen zeigen, daß sie solange
in China keine Geschäfte machen können, als die
Chinesen es nicht wollen.

Si-Faijong, das weiße Haupt der Schiffzieher-
gilde, plant außerdem noch einen Hauptschlag, um
das Unternehmen des Syndikats unter die Herrschaft
der Wildenmitglieder zu bringen. Er verwendet
einen großen Teil des Wildenvermögens zum Ankauf
von Syndikatsaktien.

In dem Augenblick, als das Werk der Fremden
in China durch Streit und Bojkott völlig lahm ge-

legt wird, als das Ansehen des Syndikats und die
Kurse seiner Aktien ins Wanken geraten, als die
Jugendliche am Jangtse auf Tod und Leben bedroht
sind und alarmierende Nachrichten darüber die euro-
päischen Börsenplätze erreichen, da werfen Agenten der
Wilden die Aktien des China-Syndikats in Massen auf
den Pariser Markt. Massiviert geschieht redigiert
Depeschen aus dem Lager der Huis melden den voll-
ständigen Zusammenbruch des Unternehmens und
bewirken eine Börsenpanik. Die Kurse fallen raud,
ein zerschmetternder Preissturz schließt sich an, das
Syndikat liegt vernichtet am Boden. In dieser
Situation eines in den letzten Todesaktum liegenden
Finanzunternehmens kaufen die Gläubiger
männer der Huis die Aktien zu Spottpreisen wieder
auf — und die Wildenorganisation Chinas hält den
Sieg in der Hand.

Auf völlig friedlichem Wege — die Wilden ge-
kämpfen sogar die Tendenz, ihr Land mit Waffen-
gewalt zu verteidigen, um dessen Militarisierung
nach japanischem Beispiel zu verhindern — haben sie
sich so die Herrschaft über ihre nationalen Produk-
tionsmittel gesichert. Die Schöpfer des Werkes um
Herr des Jangtse fallen der entfesselten Volksmasse
zum Opfer. Eine mächtige Welle der gelben Flut
begräbt die „fremden Teufel“ unter ihrem Auf-
schwung.

Unter Ausschaltung des eigentlich romantischen
Elementes haben wir hier nur kurz den kulturellen
und wirtschaftlichen Kern aus dem Werke Marx'
herauszuschälen versucht. Marx will den Nachweis
führen, daß der Kampf der beiden Massen nur
kulturellen für die Weißen ein aussichtsloser sein
muß. Es sei eine wahnsinnige Ueberhebung der
Europäer, wenn sie glauben, das chinesische Volk
das eine ebenso hohe wie alte Kultur besitzt, gegen
seinen Willen europäisieren zu können. Die chine-
sische Kultur ist zu reich, als daß sie ohne Weiteres
von einer anderen unterjocht werden könnte. Marx
im Grunde ist ja dem Europäer die Kulturfrage
auch ziemlich gleichgültig. Kultur und Christentum
sind nur schöne Phrasen, gut genug, um den nach-
Interessenstandpunkt zu verschleiern, Phrasen, die
keinen Einsichtigen, auch keinen Chinesen, mehr den
über täuschen können, daß die Fremden nichts weiter
wollen, als um jeden Preis gute Geschäfte machen
auf Kosten der Chinesen, die sie für mindere
Masse und darum für legale Ausbeutungsbjekte
halten.

Jeden Tag zeigen sie ihre Kennenlosigkeit in
ihren lächerlichen Dünkel im Verkehr mit den
Chinesen, deren gebildetste und gelehrteste Männer
sie wie Hunde aus den Fremdenklubs in Hankow
oder Shanghai jagen. . . . „Sie verwechseln ein-
fach Kultur und Macht“, läßt Marx den Chinesen
Suen sagen. „Kultur kann überhaupt nicht gegen
Kultur kämpfen; die eine kann nicht die andere
bezwingen, sie dienstbar machen, sie unterdrücken.
Zwei Kulturen, falls überhaupt zwei verschiede-
ne, können sich gegenseitig durchdringen,
sich gegenseitig etwas entlehnen, sich gegenseitig
etwas schenken. So muß es zwischen ihrer und
unserer Kultur sein. Und so wird es auch werden.
Aber Macht kann gegen Macht streiten. Europäische
und chinesische Kultur werden sich durchdringen und
einander befruchten. Europäische Macht, d. h. euro-
päische Kapital, und chinesische Macht, d. h. chine-
sische Genossenschaftsordnung, werden sich be-
kämpfen.“ —

So zeigt Marx uns in seinem Werke eine ganz
andere chinesische Welt als die große Mehrzahl der
Chinaschilderer, der beschränkten Missionare, der im
Zufallseindringen hastenden Journalisten und Wirt-
schafter. Wir erhalten einen wirklichen Einblick in
das Leben und Denken des merkwürdigen Volks.
Wir lernen begreifen, daß China noch auf lang-
Zeit hinaus dem Eindringen und Wurzelhassen des
Kapitalismus Widerstand leisten wird, insbesondere
auf Grund seiner Organisationen, die eine
außerordentliche Ähnlichkeit mit den Zünften be-
sitzen, wie wir sie im Mittelalter gehabt haben.
Es ist Marx' Ueberzeugung, daß sich im Widerstreit
der Interessen die Chinesen auf der Solidarität
aller beruhenden Unternehmungen ungleich stärker
zeigen werden als die kapitalistisch-europäische.

Alein wie die mittelalterlichen Zünfte nach einer
langen Zeit der höchsten Blüte und Machtentfaltung
schließlich doch der kapitalistischen Entwicklung
weichen mußten, so wird auch China in die Lage
kommen, daß durch Jahrtausende geheiligte Tra-
ditionen und veraltete Produktionsformen die
Trübelware von den neuen Anschauungen und Taten
einer späteren Geschichtsepoche über den Haufen ge-
worfen werden. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

*) Verlag von Kitten u. Loening, Frankfurt a. M.